

Sein Herzenskind.

Novelle von Josy Torraud.

(8. Fortsetzung.)

Das Gewitter, das oben über Käthe herüberbrach, war eins der schlimmsten, das sie je erlebt. Ihre Mutter war außer sich. Alle Hoffnungen und Wünsche, all die hochfliegenden Pläne für Pauls Zukunft, die der vermögende und angesehenen Schwiegersohn verwirklichen sollte, hatte dies albern, kindische Geschöpf zerschanden gemacht. Nun würde sie ja selber sehen, was für eine Haushälterin würde sein mit ihrer Sanftmuth und Koketterie aus und gar ungarnen; Otel Willy würde seine freigelegte Hand von ihm abziehen, und was sollte dann aus ihm allen werden? Wer würde für Pauls Zukunft sorgen, und daß der arme Junge auf der Unberühmtheit nicht bloß die bittere Noth des Lebens, sondern auch die Freuden der Studentenzelt kennen lerne? Wer würde ihm helfen, die Stellung im Leben zu erlangen, die ihm als guter Eltern Kind gebührt?

Käthe ließ alles mit ungehörter Sanftmuth über sich ergehen. Nur einmal fuhr sie auf:

„Paul und immer wieder Paul! Für Paul hast du dein Leben geopfert. Wama — nun willst du ihm auch meine Zukunft opfern? Im Pauls willen soll ich einen Mann heirathen, der mein Vater sein könnte? Das kannst du nicht verlangen, Mama!“

Nun ist's auch doch schon zu spät — ich will sie nicht. Otel Willy hat mich vergewaltigt, so laß auch du mich bitte in Ruhe! Ich verzeihe dir, wenn ich erst angeheilt bin, will ich für Paul geben, was ich kann.“

„Deine kausend oder eihundert Mark wirst du noch selber brauchen!“ rief die Mutter höhnlich.

Käthe schloß die Thür so gar nicht streifend um's Herz. Und wann hätten sie und ihre Mutter sich wohl je verstanden?

Mitte Oktober hielt Fräulein Fanny Meyer ihren Genuß.

Sie war mit siebenunddreißig Jahren noch eine hübsche, fröhliche Person, von angenehmen Manieren, geschickter und heiler, und brachte zwei große Reifebeere mit, ein Beere, daß sie zu längerem Leben entschlossen sei.

Als sie vierzehn Tage im Hause war, hatte sie sich vollständig eingelebt und machte sich ihre eigenen Gedanken, als sie am Allerheiligentage, am Fenster sitzend, den Bergtraut und Käthe, die sich auf dem Kirchhofe getroffen, miteinander die Straße entlang kommen sah.

„Gleich darauf öffnete der Bergtraut die Thür.“

„Ach, Fräulein Fanny, bitte um eine Tasse Bouillon oder ein Glas Schokolade, damit Käthechen sich etwas erheitert.“ Das Kind ist ja ganz durchgefroren.“

„Hm,“ machte Fräulein Fanny und that eine überflüssige Reize. Salz an die Bouillon, die fertig auf dem Herde stand.

Käthe kam übrigens nicht allzu oft, denn jetzt wurde es bitterer Ernst mit dem Examen. Die Tage langten nicht mehr aus und manche Nacht mußte zu Hilfe genommen werden. Inzwischen dachte Fräulein Fanny sich ihre Stellung und ihrem Brodherren an, als ob gute Geister sie eigens inspirirt hätten.

„Sie hatte die Wappplättchen nicht im Exter, so Agnes' Lieblichkeitsgewinn war, so ihr Arbeits- und Lustspiel stand, so ihre Blumen blühten und ihre Vögelchen zwitscherten — sondern in einer bescheidenen Fensterbank des Ehemannes aufgeschlagen.“

Sie nahm nicht den verwaschenen Stuhl der Hausfrau bei Tisch ein, sondern ließ deren Stuhlplatz voll undenklich haben und schob sich einen anderen an die Wandseite des Zimmers, weil sie hier besser die Speise vorlegen und bequem zum Tisch hinübergehen konnte, wie sie sagte.

„Wer sie hielt das einfache Menü genau so zusammen, wie Willy Owerstedt es liebte; sie vergaß nie eine kleine pikante Delikatesse zum zweiten Frühstück oder Abendbrot — ihm also, der für derartige kleine Aufmerksamkeiten empfänglich war, immer eine angenehme Ueberraschung bereite.“

So kam Owerstedt heran — und Owerstedt, der Käthe in den letzten Wochen nur selten gesehen, ja sie in allem Drängen der Arbeit, die oft bis tief in die Nacht hinein währte, kaum vernimmt hatte, war überrascht, als sie eines Tages zu ungehörter Stunde zu ihm hereintrat.

„Otel Willy, ich bin durch!“ rief Käthe freudig.

„Sie sollte nicht offen, so wäre sie ihm — auch wie in allen Zeiten — am den Hals geliegen.“

„Er hielt sie an beiden Händen fest und schaute betört auf das glückselige junge Gesicht.“

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, Käthechen!“

„Die Raben passen prächtig dazu,“ lobte er und machte sie noch auf verschiedene Feinheiten der Rabdrungen aufmerksam.

Die Wangen des alternden Mädchens rötheten sich vor Freude, sie sah in diesem Augenblick ordentlich jung und hübsch aus.

„Wenn Sie mir die Freude machen wollten, die Bilder in Ihr Zimmer zu hängen, Herr Bergtraut,“ sagte Fanny Meyer bescheiden, und da er abwehrte, fügte sie schnell hinzu: „Mein Cabinet ist ziemlich dunkel, und die Bilder hängen überdies schon voller Familienbilder.“

„So wollen wir die schönen Stiche im Eßzimmer unterbringen,“ entschied der Bergtraut. „Da können wir uns beide daran freuen.“

Am anderen Tage fand er Agnes' Porträt, das auf einer Staffelei neben seinem Arbeitstisch stand, mit einem Sträußchen Wintergrün und blauen Gypsblumen geschmückt.

„Er kam noch einmal in's Eßzimmer zurück.“

„Was Käthechen hier?“ fragte er schnell.

„Nein — wie so?“

„Ach, ich meine nur.“ Er ging in sein Zimmer und löste den kleinen Strauß von dem geschmückten Goldrahmen. Dies Bild zu schmücken, hatte Niemand ein Recht als er — und Käthechen. Ach, er hoffte noch immer, wenn er sich's auch nicht eingelebt, Käthe würde ja mit jedem Tage älter und verständig, vielleicht lernte sie zu allem anderen, was man jetzt in ihr geschicktes Köpfchen hineinbrachte, auch noch das eine, was ihm so am Herzen lag: die Lektion, die junge Mädchen sonst so schnell und leicht begreifen.

Er seufzte. Wie lange hatte er das Kind nicht mehr gesehen. In sein Arbeitszimmer kam sie jetzt nicht mehr. Nur manchmal einen Sprung aus dem Wege zum Seminar heraus in's Wohnzimmer, wenn sie wußte, daß er seinen Kaffee dort trank, in Zante Agnes' Fensterredeln. Und immer war Fräulein Fanny dabei. Die hatte solch' wache, aufmerksame Augen — spödel, nannte Willy Owerstedt sie im Stillen arglos.

Seit der Geschichte mit dem Sträußchen wurde er vorsichtiger, kühl und zurückhaltend gegen Fanny Meyer und lehrte zuweilen — obgleich es gegen seine ritterliche Natur ging — sogar den Prinzipal gegenüber der bezahlten Hausdame heraus.

Sie ertrug seine despotischen Launen mit Gedulde. Sie war trotz alledem überzeugt, daß ihre Siebenunddreißig besser für ihn dinsten, als Käthechens Neunzehn.

Und es gab andere, die dasselbe dachten.

Die Zeit ging in's Land.

Willy Owerstedt war nicht danach angehen, das junge Geschöpf, das ihn verstand, aus der Ferne wie ein verliebter Selbsten anzufrachten oder sich ihrtragen in's Exem zu verscheren. Er konnte genau das probierste Heilmittel: die Arbeit. Und das Schicksal meinte es gut mit ihm — denn gerade in diesem Winter wurden seine Zeit und seine Gedanken mehr denn je durch seine berufliche Thätigkeit in Anspruch genommen.

Eine Zeit Jahren im Stillen zeigte die Liebhaber die Erfüllung. Es galt den Bau eines neuen Provinzial-Gemeinschafts. Der Plan lag längst in allen Ecken der Provinz, er hatte ihn hundertmal mit Agnes durchgesprochen. Jetzt war es ihm in aller Freude endlicher Erfüllung doch zugleich eine tiefe Wehmuth, daß sie dies nicht mehr erleben durfte. Um so mehr und in ihrem Sinne, wenn oft bewundernswürdigen Intentionen folgend, vertiefte er sich hinein.

Es gab Stunden, ja Tage, wo er nachdenklich an das Leid, das sie ihm angethan, döstig vergaß. Er fühlte sich beinahe glücklich. Dagegen ging alles in gewohnter Ruhe und Behaglichkeit seinen Gang — und die Arbeit führte ihn, stetig anregend, auf den Höhenpunkt seines Lebens.

So kam Owerstedt heran — und Owerstedt, der Käthe in den letzten Wochen nur selten gesehen, ja sie in allem Drängen der Arbeit, die oft bis tief in die Nacht hinein währte, kaum vernimmt hatte, war überrascht, als sie eines Tages zu ungehörter Stunde zu ihm hereintrat.

„Otel Willy, ich bin durch!“ rief Käthe freudig.

„Sie sollte nicht offen, so wäre sie ihm — auch wie in allen Zeiten — am den Hals geliegen.“

„Er hielt sie an beiden Händen fest und schaute betört auf das glückselige junge Gesicht.“

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, Käthechen!“

Er ging an seinen Schreibtisch, schloß eine Schließlade auf und tam mit einem schmalen roten Lederetui zu ihr zurück. Trotz alledem hatte er an sie und an diesen Tag gedacht — seit Wochen schon.

Ein Ruf des Entzündens drach von Käthechens Lippen. Als ob sie nicht jedesmal, wenn sie durch die Strohen ging, vor den Jumeleiräden liegen gelassen wäre und mit heimlicher Schmach diese langen goldenen Ithretten mit den perlten- und fahrgeschmückten Schieberchen bewundert hätte! Woher er das nur wieder wußte? Keinen Ton hatte sie je davon gesagt — wie war es nur möglich, daß er so ihre heimlichsten Wünsche erricht?

Sie blickte zu ihm auf, ihre blauen Augen waren fast dunkel vor freudiger Erregung.

„Du lieber Otel Willy, ich danke dir tausend-, tausendmal!“

„Ach, wenn sie jetzt sein eigen gewesen wäre! Wenn er sein schönes feingekleidetes Mädchen hätte in die Arme schließen dürfen!“

Statt dessen wurde Käthe einen Tag nach dem Fest, das Otel Willy ihr zu Ehren gegeben, trant — die Anstrengung der letzten Monate mochte zu viel für sie gewesen sein. Der Rest wachte nicht recht, um was es sich eigentlich handelte, und nachdem die Patientin acht Tage matt und fieberhaft zu Bett gelegen, erklärte er, sie müsse unbedingt ein paar Wochen aufs Land, um sich zu erholen. Käthe war außer sich. Jetzt sollte doch das Geliebte nicht erkranken, jetzt endlich sollte sie frei werden und auf eigenen Füßen stehen! Heimlich schleipete sie sich, sobald sie aussuchen konnte, zum Schularth. Der suchte die Ursache.

„Es sind noch einige Dreihühner vor Ihnen. Ich will Sie dornieren, das ist alles, was ich thun kann. Erholen Sie sich nur erst. Sie sehen ja zum Umfallen aus, liebes Fräulein!“

„Rüde und niedererschlagen kam Käthe nach Hause und gab nun endlich zu, daß die Mutter an eine hungerheirathete Gattin schied, die Käthechen schon seit Monaten zu sich eingeladen. Vierzehn Tage nach Owerstedt reiste sie dorthin ab.“

Das Leben auf Brookland so im ersten erwachenden Frühling war unbeschreiblich schön, und alles, was Käthe sah und hörte, gefiel ihr wunderbar. Wie Fanny und ihr Mann sich liebten — Käthe hätte heimlich neidisch werden können. Ja, die waren aber auch liebe jung und lebenslustig. Und so gehörte es, so wußte es auch sein. Nicht daß die Frau kaum neunzehn und der Mann schon über die Vierzig war!

Wenn Wetter Otto fortfuhr, pflegte er zum Abschied sein bildschönes Fräulein so herzlich zu küssen, daß sie rote Flecke auf beide Wangen bekam. Dann schalt sie, er rührte ihr den Leib, und vom Wagen herunter lachte er sie mit all seinen schönen Schmuckstücken an.

„Das will ich ja gerade, Maus — so verzeihst du wenigstens kein anderer in die!“

Einmal, Sonntag in der Kirche, wo Otto Wendt den erkrankten Lehrer vertrat und ungeniem gekniffelte, die Orgel spielte, so daß alles in's Unrecht verfallen triefte, wandelte sich unversehens die Melodie, und in ganz garten Wohlthun Klang es von der Empore herab: „Nur das Eine bit ich dich: liebe mich!“ Alles hob lautstehend die Köpfe. Jenny wurde roth und blaß und zitterte vor Aufregung, sogar der alte Pfarrer horchte auf.

„Was war das für ein schönes Zwischenspiel nach der Wandlung?“ fragte er nach beendeten Gottesdienst draußen an der Kirchthür.

Otto Wendt liebte seinen Schatz und lächelte spitzbösig. „Mendelssohn, Herr Pfarrer.“

„So, ich wußte gar nicht, daß Mendelssohn auch kirchliche Musik komponirt.“ Sie haben wohl Jahn'scherme, meine liebe gnädige Frau? Warten Sie, ich hole Ihnen gleich etwas, frische Weizenbrotkrumen, in's Ohr gesteckt, helfen dorthin.“

Und während der gute alte Herr geschäftig fortstie, ließ Jenny ihr Tuch vom Munde und plappte hochroth vor Lachen und Aerger heraus: „Wie tonnest du, Otto! Ich war außer mir über dich!“

Er nahm sie in seinen Arm.

„Du laßst ja immerfort im Gebetbuch — und du solltest doch auch mal an mich denken, kleine Frau,“ sagte er halb im Ernst.

Käthe lachte hell auf — und heimlich daß ihr das Herzchen weh. War das Leid, was da so bohrte? Und war das, was sie täglich vor Augen sah, die Liebe, die eine große, edle, wahre? Ach, auch solch ein Glück! Sang die Stimme in ihrem Herzen. Und dann mußte sie denken: Er hätte das nicht gekonnt, ein profanes Liebeslied während der Messe; dazu war er viel zu ernst, viel zu pedantisch, viel zu verständig — und wieder dämmte sich der Uebermuth ihrer lachenden Augen gegen seine vierzigjährige Weisheit und Vollkommenheit auf. Ach ja, Jugend geht zu Jugend — Gott, wer doch auch so glücklich wäre wie diese Jenny!

Und Jenny's kleiner vider blonder Junge, das war erst gar ihr Abgott und ihr Entzücken. Stundenlang konnte sie ihn umherschlappen, bis ihr die Arme lahm wurden und der Rücken wehthat.

(Fortsetzung folgt.)

— P. S. Frau A. (im Kaffeetrinken erzählt): Denken Sie sich nur, meine Damen, was da neulich dem Fräulein Schmädtler passirt ist. Obor der Damen: Nun, was denn? Frau A.: Jeht Jahre waerle sie nun schon in einen Priester, und als nun am vorigen Sonntag wirklich einer um ihre Hand anhalten wollte, hatte sie gerade ihr falsches Gesicht bei der Kapertant!

Der Bernhardiner.

Eine Geschichte aus dem Artistenleben. Von Martin Behrend.

Zeit einiger Zeit produzierte sich in dem Zirkus G. in K. ein Dressur, der in seiner Kunst fast Unglaubliches leistete.

Er hatte eine Tiergruppe zusammengestellt, die aus zwei Löwen, einem Eisbären, einem Königstiger, zwei Schafen, einer Hyäne und zwei Hunden, prächtigen Bernhardinern, bestand.

Allabendlich wa. tausender Beifall der Lohn für Vorführung, und solch, mit eroberten Haupt, zog sich Mihler Shetty, dies der Name des Dresseurs, nachdem er sich dem Publikum gezeigt hatte, jedesmal zurück.

Shetty war ein echter Bogant. Mit großer Körperstärke ausgestattet, besaß er einen rücksichtslosen Mut, hing mit einer fast sanftmüthigen Liebe an seinem Beruf und besaß einen Ehrgeiz, wie er selbst bei Artisten selten ist.

Er konnte nichts anderes als seine Arbeit. Keine Erholung, keine Vergnügen hatte Zeit für ihn. Fortwährend grübelte er über neue Kunststücke, die er seinen Tieren zubringen sich bemühte, und so lange diese die Fertigkeiten auszuüben konnten, ohne Schaden zu nehmen, so lange übte ihr Herr, dieser Mann mit den schlanken Muskeln und dem untergeordneten Willen, die neuen Pläne mit ihnen ein, sich schon im voraus an dem Beifall besuchend, der seiner herrte.

Shetty war der letzte von uns, der täglich seine Übungen vornahm, denn er brauchte am meisten Zeit dazu, und wenn kein anderer die Manege mehr benutzte, ließ er seine Wagen hinstellen, um seine Tiere stundenlang in fortwährender Bewegung zu erhalten.

Ich hatte schon von frühester Jugend an großes Interesse an Dressuren genommen und benutzte daher die Gelegenheit, den Übungen Shettys täglich längere Zeit beizuwohnen.

So trat ich eines Tages in die Manege und beobachtete den Mann, der sich mit vor Zorn gerötetem Gesicht vergebens bemühte, einem seiner beiden Hunde Kunststücke beizubringen.

Der Hund, um den es sich handelte, war erst seit etwa vierzehn Tagen in den Besitz seines jetzigen Herrn übergegangen, der ihn für einen vor kurzem Zeit eingegangenen der beiden zur Gruppe gehörenden Bernhardiner beizubringen wollte.

Über alle Mühe und Geschicklichkeit, die Shetty anwandte, war vergebens. Der Hund, ein herrliches Exemplar, war durchaus nicht zu dressiren.

Shetty, der ein Anhänger der milden Dressur war, daß heißt, der Dressur, welche durch rothe Gemalt den Tieren beigebracht wird, hatte sich so gar entschlossen, von seiner sonstigen Art abzulassen, und hatte es mit der jähren Dressur, also mit Güte versucht.

Aber mochte es nun sein, daß das Tier durch die vorhergehende Behandlung eingeschüchtert worden war, oder mochte es überhaupt unmöglich sein, dem Hunde etwas beizubringen, genug, Shetty kam nicht einen Schritt weiter.

Das mochte diesen Mann, der zum erstenmal in seinem Leben vor einem absoluten Mißerfolg in seiner Kunst stand, beinahe rasend vor Wut.

Er knirschte mit den Zähnen und wüthete und schuchte und ließ die beide Weisheit mit ganzer Kraft auf das sich krümmende Tier niederfallen.

Aber eher hätte er einem Holzstod das Tanzen beigebracht, als diesem Hunde die einfachsten Kunststücke. Dies hatte der Bändiger auch bereits eingesehen, und dennoch ließ er von seinem Vorhaben nicht ab.

Der Gedanke, ein Tier nicht bändigen zu können, war ihm beinahe unfaßlich. Er, der es mehfach unternehmen hatte, angesehene Bestien, wie Löwen und Tiger, die direkt aus der Wildnis kamen, in erstauullich kurzer Zeit zu zähmen, sollte jetzt vor einem erkrankten Hund zurücktreten? Nimmermehr!

Und mit erneuter Wut schlug er auf den misshandelten Hund ein, so daß sich die übrigen im Käfig bestochenden Tiere zitternd in die Ecke oerkröchen.

Ich war, da ich als Artist aufgewachsen, daran gewöhnt, Aufstrebungen der unglücklichsten Art nach einem bei erzielten Ziele, fast täglich zu beobachten.

Ich hatte viele Male gesehen, wie Künstler und Künstlerinnen bei ihren Übungen verunglückten, wie sie mit gebrochenen Gliedern aus der Manege getragen wurden, um sich nach einigen Wochen, nachdem sie kaum genesen waren, wieder dort beizunehmen, wo sie verunglückt waren, um endlich, endlich, nach abermaligen unglücklichen Mühen, die jeden Augenblick mit den größten Gefahren verbunden waren, von dem einmal erlebten Unfall wieder erholt zu werden, den Trieb, nachsoch sie so heh gerungen, stehend vor Glück, zum erstenmal auszuüben zu sehen.

Ich hatte auch Gelegenheiten genug gehabt, die Dressuren zu beobachten, wie sie entweder mit fast unglücklicher Geduld oder mit rother Gewalt die

Tiere, entweder zähme oder wilde, zähmen; und wahrlich, ich war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Weisheit sehr häufig allein als Ausweg gebendes Mittel betrachtet werden muß. Was ich jedoch heute sah, war mir bis dahin unvorstellbar gewesen. Eine so feistellofe Leidensthaft, wie sie Shetty entwickelte, indem er tötend vor Wut und Anstrengung auf den bluttriefenden Hund einschlug, hatte ich bis dahin für unmöglich gehalten.

Ein Oel erfolgte mich, und diesem Gefühl folgend, rief ich Shetty, zu dem endlich von der unmenslichen Handlungsweise abzulassen. Ablassen soll ich? rief mir Shetty entgegen, „nicht eher, als bis ich die Kanaille totgepöckelt habe.“

Ich sah ein, daß dieser trostlose Mann bereit sei, sein Vorhaben auszuführen, und schon wollte ich es aufgeben, ihn anderen Sinnes zu machen, als mir plötzlich ein Gedanke kam, wonach ich das Tier vielleicht von seinen entsetzlichen Qualen befreien konnte.

„Shetty,“ rief ich daher, „wollen Sie mit dem Hund für meinen Dolch gehen?“ Shetty hörte plötzlich mit seiner stürzenden Thätigkeit auf. Den Dolch, ein selten schönes Stück, hatte er schon lange gern besitzen, und als traue er seinen Ohren nicht, fragte er mich noch einmal: „Sie wollen mir den Dolch für diesen Hund, diese elende Kreatur ablassen?“

„Ja — Abgemacht!“ Und indem er dem Bernhardiner noch einen kräftigen Fährtritt gab, verließ er den Käfig, um das Tauschgeschäft durch einen kräftigen Händedruck zu besiegeln.

Der Hund war mein, aber in welchem Zustande! Er war nicht imstande, sich zu erheben, und wankte herabgezerrt.

Unser Tierarzt, den ich bat, den Hund zu behandeln, schüttelte den Kopf. Er fürchtete, seinen Patienten nicht durchzubringen.

Dennoch war diese Befürchtung nicht unhaltig. Der Hund genau, ich hatte mir alle Mühe gegeben, um ihn zu retten und es war mir gelungen. Alle meine freie Zeit widmete ich der Pflege meines Hektor, der in den ersten Tagen nach an allen Gliedern zitterte, wenn der Tierarzt oder ich an ihn herantreten, um ihn zu verbinden.

Im Verlaufe der Zeit jedoch begriff das Tier, daß es von mir nicht zu befürchten, sondern nur Wohlthaten zu erwarten habe, und seine Dankbarkeit war grenzenlos.

Mit freudigem Gebeil empfing er mich, wenn ich an seinen Verwundungen herantret, und als er erst so weit gekommen war, daß er sich wieder fortbewegen konnte, da wurde es mir schwer, ihn überhaupt von mir fern zu halten. Wo ich ging, folgte Hektor mit unendlicher Treue, als wenn mein Körper eine Anziehungskraft besäße, die es ihm unmöglich machte, seinen Kopf eine andere Richtung zu nehmen.

Nach und nach hatte sich der Hund vollständig erholt, und wenn ich jetzt mit ihm durch die Straßen ging, dann erregte das schöne Tier, dessen Narben von dem dichten Fell vollständig bedeckt wurden, Aufsehen.

Inzwischen war die Spielzeit für unsere Zirkus zu Ende gegangen, und unsere Vorstellung hatten bereits in einer anderen Stadt viel mehrerer Togen ihren Anfang genommen.

Ich wohnte, wenn unsere Gesellschaft in dieser Stadt verweilte, bei einem alten Ehepaar, wovon der Mann vor vielen Jahren selbst als tüchtiger Portierregimentarier dem Zirkus angehört, aber das Unglück gehabt hatte, sich den rechten Fuß verarzt zu verlegen, daß er seine Laufbahn als Artist aufgeben mußte, um fortan sich und seine Frau durch allerlei Geschäfte kümmerlich zu ernähren.

Die Haupteinnahme für diese Leute bestand jedoch darin, Mitglieder des Zirkus zu befristigen. Und wenn unsere Gesellschaft an ihrem Wohnorte Vorstellungen gab, wurden sie auch mit Bestimmtheit auf gute Einnahmequellen rechnen.

Unter denen, welche bei diesem Ehepaar ihre Wohnung genommen hatten, befand auch ich mich, und da ich, wie in den vorhergehenden Jahren, jetzt ebenfalls mein altes Wohnort inne hatte, so hatte ich mich bereits nach wenigen Tagen wieder eingelegt.

Mein Zimmer war nur klein, dafür aber sehr gemüthlich; und wenn ich nach volldem Tagelager mich in meinen vier Wänden befand, hätte kein Mensch, der mich nicht kannte, geglaubt, daß der Bewohner dieses Namens, der, angetan mit einem bescheidenen Schlafrock, die lange Tabakspfeife rauchend und behaglich seinen Tee schlürfend, derselbe sei, welcher nur kurze Zeit vorher das Publikum im Zirkus durch nicht zu unterschätzende Leistungen auf gefalltem Pferde unterhalten hatte.

Seit einigen Tagen befand ich mich jedoch nicht wohl, und da ich in der ersten Galawahlstellung, welche wir in dieser Stadt gaben, besonders stark engagirt war, so beauftragte ich meine Wirtin, das Zimmer recht tüchtig durchzuweizen. Ich beachtete, sofort nach der Vorleistung nach Hause zu kommen und mich nicht an dem Verlobungsfeste, welches ein junges Künstlerpaar den Kollegen und Kolleginnen gab, zu betheiligen.

Der Zirkus war an diesem Abend

überaus gut besucht, und ich, der ich mich nach der Vorleistung nach Hause zu kommen und mich nicht an dem Verlobungsfeste, welches ein junges Künstlerpaar den Kollegen und Kolleginnen gab, zu betheiligen.

So sehr mich zu jeder anderen Zeit eine solche Aufforderung angezogen hätte, ihr nachzukommen, so wenig war ich heute in der Lage, mein ganzes Können einzusetzen. Die Wirtin lag es mir in den Gliedern, und mein Kopf war derartig benommen, daß ich Mühe hatte, mich auf den Füßen zu halten.

Dennoch war es unmöglich, mich krank zu melden. Ich mußte mein Programm herunter arbeiten, mochte kommen was da wollte.

Und es gelang mir, wenn auch unter unglücklichster Anstrengung. Die Knie schlotterten mir, als ich endlich, endlich die Manege betret, und schnell ließete ich mich um, um mich mittels einer Droste nach Hause zu begeben.

Angelichtet, wie ich war, warf ich mich auf das Bett und wies Hektor, der sich mit ungestümen Liebesfingern an mich herandrängte, von mir, um gleich darauf in einen Zustand zu verfallen, der zwischen Wachen und Schlafen die Mitte hielt. Dabei wurde ich von Fieberchühen ergriffen und von entsetzlichen Träumen gequält, und einmüthigerweise beschäftigte sich meine Phantasie lebhaft mit dem Dresseur Shetty, der bald in fürchterlicher Wut auf seine Tiere einschlug, die nun in ihrer Angst, die Fässer stehend, mit fürchterlichem Gebrüll auf mich, der ich mich nicht fortbewegen konnte, sondern wie angeheimgelagert lag, losstürzten, um mich zu zerschellen.

Dann wieder sah ich, wie Shetty erdarmungslos auf meinen Hektor losging, und als ich hiergegen protestierte, den Hund auf mich hegte, der, dem Befehle gehorchend, in mächtigen Schüben auf mich zum. Ich schrie den Hund an, von seinem Vorhaben abzulassen, aber in innerer mächtigeren Schüben näherte sich mir das Tier. Jetzt wollte ich stehen, jedoch es gelang mir nicht. Ich konnte nicht einen Schritt tun, sondern mußte wie gelähmt am Plage verharren. Nicht einmal den Arm vermochte ich zu heben, um Hektor, der immer näher und näher heranströmte, von mir abzuholen.

Jetzt war er dicht bei mir. Ich sah, wie ihm der Schaum vom Munde herabfloß, fühlte seinen heißen Atem und sah seine wüthenden, glühenden Augen, und jetzt buckte er sich zum Sprünge nieder und im nächsten Augenblicke hatte er mich erreicht. Seine mächtigen Togen lagen auf meinen Schultern, und tief grub er seine Zähne in meinen Hals.

Ich schreie tief auf. Dann — er wachte ich.

Doch was war das? Wachte ich wirklich, oder war es nur ein neidisches Spiel meiner erregten Phantasie? Hektor hatte wirklich seine Togen auf meine Brust gelegt, und eigentümliche, nie von ihm gehörte Töne ausstößend, zerrte er mit seinen Zähnen an meiner Wunde.

Was wollte das Tier? Sollte es plötzlich toll geworden sein?

In einer unbeschreiblichen Aufregung sprang ich auf, packte Hektor an dem Halsband und schleuderte ihn in das Zimmer hinein.

Doch wenn ich geglaubt hatte, daß jetzt ein Kampf entzünden werde, dann hatte ich mich getäuscht.

Ein lautes Freudengeheul plötzlich ausstößend, umsprang mich Hektor, seinen mächtigen Kopf an meiner Schulter reibend.

Ich stand starr. Was hatte das zu bedeuten?

Ich folgte an meinem Kopf, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume. Doch ich wachte, wachte wirklich. Das bewies mir der Umstand, daß es in meinem Gehirn hämmerte und pochte, als sei eine Schmelze darin erstarrt.

Ich ging an das Waschbecken, um mich durch kalte Waschlungen zu erfrischen. Doch das Gehirn wurde mir schwerer. Auch das Arme machte mir Mühe. Einen häßlichen Geschmack empfand ich im Munde und vor meinen Augen begann es zu flimmern. Schon wollte ich mich wieder auf das Bett fallen lassen, da sah ich, daß das Zimmer voller Rauch war.

Erstochen eilte ich ans Fenster und rief es auf, dann blickte ich mich nach der Ursache des Qualmes um.

Ich hatte die Ursache bald gefunden: der Ofen war überhitzt, infolge dessen war der dicke Rauch entstanden.

Und deshalb das eigentümliche Benehmen meines Hektors. Er hatte gefühlt, wie ihm der Rauch die Verthinnung zu rauben im Begriffe war, und seinem Instinkte folgend, hatte er mich, der ich bereits hilflos dagesessen hatte, gewert.

Ich hatte der Treue und Intelligenz meines Hundes mein Leben zu danken. —

Meinem Freunde, dem Schulreiter unserer Truppe, mögen eigenartige Gedanken gekommen sein, als er zu mir ins Zimmer trat, um mich zum Begrüßungsfeste abzuholen, und mich im Zimmer stehen sah, den Hund, der seine Vorderbeine auf

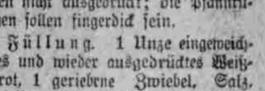
meine Schultern gelegt hatte, innig liebte.

Schnell hatte ich jedoch die Situation erklärt. Dann aber raste ich mich auf und ging in Begleitung meines treuen Liebes in die Gesellschaft, wohin man mich rief.

Man mochte allerdings zuerst erstaunte Gesichter, als ich mit Hektor in den Saal trat.

Als ich jedoch die Ursache dieses unerwarteten Besuchs meines Hundes mittheilte, brach ein Sturm der Beweigerung los.

Selten ist wohl ein Hund mehr geschätzt worden als mein Hektor an diesem Abend. Selbst die Panzertänzerin, die vor wenigen Tagen einen Großen einen Korb gegeben hatte, beschämte es nicht, einen Kuf auf den schönen Kopf Hektors zu brüden.



Für die Küche.

Hannoversche Butter. Man kauft und reibe 1 Quart Kartoffeln, 1 große Zwiebel, 2 Eier, 1 guten Eßlöffel Salz. In viel Fett langsam baden. Die Kartoffeln werden nicht ausgebräut; die Pfannschinken sollen fingerdick sein.

Füllung. 1 Unze eingeweichte, und wieder ausgebräutete Weizbrod, 1 geriebene Zwiebel, Salz, Pfeffer und 1 1/2 Pfund geschabtes, rohes Fleisch, das zu gleichen Theilen aus Rind und Schweinefleisch besteht, sind gut zu verrühren. Zur Verlangsamung der Füllung kann man auch hier einige zerdrückte Kartoffeln untermischen. Will man statt des rohen Fleisches gedöckte Fleischreste verwenden, so sollte wenigstens 1 Eiweiß untergezogen werden, damit die Füllung zusammenhält. Das Eiweiß kann für eine Suppe oder süße Speise aufgespart werden.

Bananen-Creme-Pie. Zwei Tassen Milch, 1/2 Teelöffel Vanille, 1/2 Teelöffel Salz, 3 Teelöffel Honig, 1/2 Teelöffel Vanille, 2 Eier, 3 Teelöffel Waplesuder, 2 Bananen. Rühre in die im Doppelkocher erhitzte Milch die angestrichelte Kornstärke, lasse es 15 bis 20 Minuten kochen, verbinde die Eigelb mit Hon